pflegte, und der seidene Schlafrock, von dem er sich in den Stunden des Vormittags niemals trennte, verliehen seiner schon gebeugten Erscheinung etwas Urgroßväterliches und ließen den Gedanken an einen Machthaber einfach nicht zu.

Auch eben wieder nicht, als Willem, der Diener, über die Schwelle des fürstlich möblierten Salons an der Herrengracht trat. — Der Greis der noch ein paar Jährchen mehr als sein Herr auf dem Rücken haben mochte, hielt eine Visitenkarte in der Rechten. „Eine Frau, Mijnheer van Linden."

„Eine Frau, Willem?"

„Vielleicht auch eine Dame."

„Jung oder alt?"

„Ueber die Fünfzig."

„Und sonst?"

„Eher arm als wohlhabend."

Jan van Linden griff nach der Karte. Er muß sich der Lupe bedienen, um lesen zu können. „Anntje Eijnden in Erinnerung an James Colman."

„Ich lasse bitten."

Willem zog sich zurück, und Anntje Eijden erschien. Ein noch immer zierliches Geschöpf, dessen eingefallenes Gesichtchen auch heute von vergangener Jugendschönheit erzählte, obwohl der Schnee des beginnenden Alters unter der schwarzen Toque hervor drang. Jackett und Kleid in der gleichen düsteren Farbe unterstrichen den ernsten Anlaß dieses Besuches.

Jan van Linden fuhr wie aus einem Traume auf. „Anntje!"

„Mijnheer van Linden!"

„Nehmen Sie Platz!"

„Ich bin so frei." Die kleine Frau setzte sich auf den Rand des Divans, zu dessen Füßen ein kostbarer Perser lag. Ganz in der Art und Weise eines Menschen, dem eine unverdiente Ehre zuteil wird und der keinen Mißbrauch mit dem ihm nicht Zustehenden treibt.

Noch immer hielt Jan von Linden die Visitenkarte in der Hand. Der Anknüpfungspunkt war gegeben. Darum sagte er jetzt, das Auge nicht von dieser Karte wendend: „In Erinnerung an James Colman, Anntje!"

„Ja, Mijnheer van Linden."

„Wie lange ist das jetzt wohl her?"

„Am 23. Januar werden 32 Jahre darüber hingegangen sein, daß James nach Südafrika ging."

„Zweiunddreißig Jahre?"

„Ja! . . . und am 17. Juli achtzehn, daß er in Ladysmith gestorben ist."

„Hm, richtig, Anntje, und ihm verdanke ich alles."

„Ihm und Ihrer eigenen Tüchtigkeit."

Eine lange Pause setzte ein. — Man sah es Jan van Linden an, daß beim Anblick der Frau und bei deren Worten die Vergangenheit noch einmal in großen und flüchtigen Bildern an ihm vorüberging. Darum wunderte er sich auch über die Frage, die Anntje nun an ihn richtete, ganz und gar nicht. „Und Sie, Mijnheer van Linden, Sie haben niemals geheiratet?"

„Nein, Anntje, ich bin Junggeselle geblieben. Man hat seine Marotten. Man hat sie nicht allein, man hat sie wie Sie!"

Anntje Eijnden senkte den Kopf.

„Wie lange hat das eigentlich damals zwischen Ihnen und James gedauert Anntje?"

„Zwei Jahre, Mijnheer van Linden. Als sein Vater nicht nachgab, ging James nach Afrika."

„Und begründete mein Glück."

„Und zerstörte das meine."

Wieder herrschte peinliches Schweigen . . . Auf einmal sagte die Frau: „Ich habe eine Bitte an Sie, Mijnheer van Linden!" — Dabei hielt sie ein Lederetui in der Hand. „Es ist ein Andenken von James. Einen großen Wert hat es ja nicht. Immerhin! Eine Schnur künstlicher Perlen."

„Nanu", machte da Jan van Linden. „Künstliche Perlen? Das glaube ich Ihnen einfach nicht, Anntje. Ein Mann wie James! Ein so hochherziger und ein so großzügiger Mann! Nein, nein! Der und künstliche Perlen!"

„Und doch ist dem so, Mijnheer van Linden. James hat diese Kette vor meinen Augen in Oxfordstreet gekauft und mit fünf Pfund bezahlt, weil ich mich weigerte, kostbare Geschenke von ihm anzunehmen. Es sollte und durfte nichts anderes als ein Andenken an ihn sein! Aber heute . . ."

„Heute, Anntje?"

„Heute leide ich Not, Mijnheer van Linden, und fünf Pfund sind fünf Pfund.

„Zeigen Sie doch einmal her!" — Das Etui glitt in die Hand Jan van Lindens. Er schlug den Deckel zurück . . . Und nach einer Weile sorgsamer Betrachtung kam die Entscheidung: „Sie irren, Anntje. Diese Perlen sind echt."

„Unmöglich!"

„Aber doch! Wenn ich es sage! Sollte James die falschen wirklich vor Ihren Augen in Oxfordstreet gekauft und mit fünf Pfund bezahlt haben, dann vertauschte er sie nachträglich. Denn daß er Ihnen kein wertloses Geschenk machen konnte und wollte, steht bei mir fest. Ich zahle 25 000 Gulden für diese Perlen."

Schon war das Etui samt seinem Inhalt in van Lindens tiefer Schlafrocktasche verschwunden.

Seine Hand schrieb einen Scheck. „Bitte an der Kasse der Nederlandschen Bankvereenigung einzureichen!"

„Ist das denn wahr, Mijnheer van Linden?"

„Ja, ist wahr, Anntje."

„Wirklich wahr?"

„Wirklich wahr! James würde Dich doch nicht in Not wissen wollen. Oder meinst Du etwa?"

„Ganz gewiß nicht."

„Also, hole Dir das Geld von der Bank. In Erinnerung an James Colman."

„In Erinnerung an ihn, Mijnheer van Linden."

Schweigend reichten sich beide zum Abschied die Hände.

Als Anntje Eijnden draußen war, seufzte Jan van Linden: „Das war das erste Mal in meinem Leben, daß ich falsche Juwelen für echte gekauft habe, und doch konnte ich alter Narr nichts anderes mehr für sie tun."

—o—

## Der Retter

Skizze von Walter Guthelch

Elf Minuten nach Mitternacht schrillt die Glocke: „Katastrophe! Gasometer-Explosion! Billinger Straße!"

Im Nu ist der Brandmeister aus seiner Schläfrigkeit empor gerissen. Er schaltet die Scheinwerfer ein und nimmt auf der Treppe die Order in Empfang. Gleichzeitig haben die Leute die Helme übergestülpt und die Maulwurfsmasken umgeschnallt. Der Anlasser pfeift, einmal, zweimal: da — der Motor brüllt auf. Das grüne Eisentor der Halle öffnet sich. Die Motorspritze klirrt vom Hinausspringen der Männer. Nun sind sie alle oben. Nein, einer fehlt noch. Fassungslos steht er neben dem donnernden Motorrad des Branddirektors.

„Peschke!" schreit der Leutnant vom Wagen herunter. „Sind Sie verrückt?"

Mit erschrockenem Satz ist der Angerufene auf dem Tritt des schon fahrenden Löschzuges. Ein blechernes Signal ertönt. Jetzt die Kurve auf dem Damm. Das Gully klappt. Einige Augenblicke danach knattert das Motorrad vorüber.

„Gasometer 2 soeben in die Luft! Hunderte von Menschenleben —! Der große — darf nicht — —"

Vorbei. Die Stimme des Branddirektors ist im Fahrgeräusch verweht. Und der Wagen fliegt hinter ihm her, ein rotbraun glitzernder Pfeil inmitten der Nacht. Häuser, Bäume, Laternen klatschen wie Striche vorbei. Drüben, über den Dächern, steht der Himmel in gläsernem Rot!

Billinger Straße!

Der Mann, der zuletzt auf das Auto gesprungen ist, würgt den Helm fester. Der Schweiß klebt ihm im gebräunten Gesicht. Er fühlte das Entsetzen auf sich zukommen. Er sieht das brennende Gas wachsen und wachsen. An dem grauen Hause wird es empor schlagen, riesenhaft . . . Und sie — ach, die zersprungenen Mauern werden ja längst über ihrer Stirne zusammen gestürzt sein!

Peschke schüttelt sich. Seine Augen schließen sich im Zugwind. Erinnerungen flattern um ihn. Er vermeint die Stimme des Mädchens zu vernehmen. Er denkt an das letzte Mal. Und vergißt die zehn Monate, die dazwischen liegen.

Währenddessen heult der Wagen in steigender Geschwindigkeit. „Verdammt! Schon vierzig Sekunden —!" knurrt der Brandmeister von seinem Sitze herunter.

Peschke überhört es. Er lächelt. Er weiß nicht mehr, daß er fährt. Der Frühling des verstorbenen Jahres rauscht um ihn. Amseln singen. Und am Rande des Moosmaldes hängt der Flieder im Sonnenglast. Und ein Weg ist da mit Brombeergebüsch und einem kleinen Gehöft. Dahinter weitet sich Heideland. Sonnenstill.

Der Wagen rast, knirscht. Springt in den Kurven. Aechzend saugen die prallen Räder die Straßenecken auf.

Damals, als der Vollmond noch über dem Giebel hing, hatte sie die Mandoline genommen und ihm im Liede auf seine Frage geantwortet. Und er war aus der Laube geschlichen, ein Narr vor Glück. Dann kam das Unheil. Ihr Vater starb. Die verschuldete Wirtschaft mußte aufgegeben werden. Die Mutter erkrankte. In bitterster Not zogen die beiden Frauen in ein schäbiges Mansardenstübchen in der Billinger Straße, wo Ilse sich mühsam mit Besticken von Wäsche durchschlug. Das war der Herbst.

Rascher und rascher surrt der Wagen durch die rote Nacht, als müsse er den Silberkegel seines eigenen Scheinwerfers einholen. Die zweite Querstraße ist die Billinger Straße.

An jener Ecke dort hatten sie voneinander Abschied genommen. Das Glück der Ehe dünkte sie beide unerreichbar. Seine Einkünfte waren zu gering. Sie selber — stellungslos — hatte ihre schwerkranke Mutter zu pflegen. Als sie die Hände voneinander lösten, gelobten sie, sich niemals wieder zu sehen . .

Da — ein Ruck. Der Wagen bremst. Zur Rechten Feuertanz. Aufkreischen einer zerteilten Menschenmenge. Kommandorufe. Stopp.

Zwölf Mann springen vom Auto in die taghelle Nacht. Der Hydrant wird aufgerissen. Die Pumpe arbeitet. Vorwärts. Behelmte Gestalten verschwinden in Wolkenknäueln. Es gilt, den großen Gasometer zu retten. Peschke ist mit dabei. Er sieht nichts, er hört nichts. Er weiß nur, daß mit der Explosion des Kolosses das ganze Straßenviertel verloren ist. Und mitihm das Haus links, das alte graue Haus. Wie ein Wahnsinniger tappt er weiter.

Plötzlich blinken die Achselstücke des Branddirektors hinter dem Eisengestänge auf. „Alle Mann zurück! Straße räumen!" Und schon hat die Polizei Schreckssalven abgegeben, um die Zuschauer in die Nachbarstraßen abzudrängen. Ihnen nach hasten die Feuerwehrleute, verzweifelt das brennende Grundstück verlassend. Da ist der wahre Hexensabbath los. Die Eisenskelette der beiden explodierten Gasbehälter beginnen sich auf die Seite zu legen, während die flackernden Gassäulen nach dem riesigen Teleskop-Gasometer hinüber drohen. Hundert Meter darüber hängt eine violette Wolke. In ihrem Glanz sieht man die Giebel der angrenzenden Häuser rauchen. Die Fenster sind zersprungen, die Treppen verschwelt.

Peschke —? Er ist als einziger auf dem Feuergelände zurück geblieben. Er weiß wohl: In wenigen Sekunden wird der Mantel des stählernen Riesen zu glimmen anfangen. Und dann — Aber er denkt nicht. Rauchschwaden flattern ihm vor die verqollenen Augen. Dazwischensieht er purpurne Schatten an der geteerten Seitenwand des Mietshauses auf und nieder huschen. Noch hoffen in ihm verlorene Menschen. Noch ist vielleicht in der Mansarde oben —

Er kann den Gedanken nicht ausdenken. Er muß vor ihm flüchten. Irgend wohin. In die Luft. In den brandigen Himmel. Und er flüchtet wirklich. Eine Leiter rennt er empor. Eine Eisentreppe an dem gefährdeten Gasometer. Mit katzenhafter Behendigkeit klettert er. Jetzt der Laufsteg. Dann Stufen. Gleich ist er oben. Ja, jetzt. Er läuft um den Führungsring. Er ist so hoch wie im fünften Stock. Könnte er zwanzig Meter durch die brennende Luft springen, er wäre bei ihr, die nun wahrscheinlich vergeblich auf Hilfe wartet. Unter ihm lodert das Nichts. Von der Straße aus tönen Schüsse durch das Knistern der Glutwellen, die aus den beiden Kratern links zu ihm empor branden. Was will er hier? Die Sekunden fliehen. Es muß jeden Augenblick geschehen . . .

Da — seine Hände wissen nicht, was sie tut. Mit einem ungeheuren Schlage seiner Axt hat er das große Ventil der Haube zerschlagen. Kreischend wirft das befreite Gas ihn an die Eisenbrüstung zurück. Aber er hält sich. Er unterdrückt den Atem. Er taumelt seitwärts. Seine Hände bluten. Das entweichende Gas neben ihm singt mit hohlem Donnern. Noch hat es nicht Feuer gefangen. Der Gasometer fällt schnell . . . Hinunter! Peschke rennt auf den Eisensteg. Er klettert und springt. Und hat miteinem Male Boden unter den Füßen. Und da ist auch der Zaun schon, der Asphalt der geräumten Straße. Draußen, im Hinstürzen, sieht er noch — der Gasometer brennt; aber er ist nicht explodiert! Eine grünlich gekräuselte Walze steigt friedlich aus dem zertrümmerten Ventil, während der gerippte Kessel vollends in sich zusammensackt.

Eine halbe Minute später stürmen die Mannschaften auf das Gelände. Die D-Rohre treten in Tätigkeit. Berge von Wasser klatschen auf die Nachbarhäuser, um sie vor dem gefräßigen Element zu schützen. Und es gelingt. Die eingeschlossenen Bewohner werden mit Hilfe von Leitern und Sprungtüchern gerettet, darunter auch ein blasses Mädchen, das am Bette der sterbenden Mutter vom herein wirbelnden Qualm betäubt worden war . . .

Drei Tage darauf ist Eberhard Peschke, dessen Name nunmehr durch alle Zeitungen geht, zum Leutnant befördert. Der erste Besuch, den er im Hospital empfangen darf, ist eine schwarz verschleierte Dame. Minutenlang sprechen die beiden kein Wort, ehe sich ihre Hände aneinander tasten.

# DER ERZÄHLER

**Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung**

**Nr. 2** **Samstag, 11. Januar** **1930**

## Das Antlitz der Heimat

Skizze von Werner Lürmann.

Himmel und Wasser schwammen grau in grau. Gerda stand auf dem Ende der Mole. Der Nordwest wühlte in ihrem unter der Mütze hervorquellenden Haar. Mit weißen Gischtfahnen griff die Flut an den Steinblöcken hinauf. Gerda stemmte die Schultern schräg gegen den Druck des Windes, der stetig an Heftigkeit zunahm und ihr fast den Atem verschlug. Aber sie hielt aus. Sie hätte gegen den Sturm anfingen mögen.

Fernab ging ein Dampfer stromauf. Ein Fischkutter, der nur den braunen Klüver gesetzt hatte, folgte als phantastisch tanzende Silhouette. Sonst war der breite Mündungsstrom leer von Fahrzeugen.

Eine halbe Stunde verging. Unentwegt stand Gerda und schaute aus, hin über die grüngraue Wasserfläche, daraus der große Ostasiendampfer zu erwarten war, auf dem Malte Thorbekke als dritter Offizier fuhr.

Mit knatterndem Motor wühlte sich das Boot des Hafenlotsen aus dem Windschutze der zweiten Einfahrt in den offenen Strom hinein. Von Bord schwang jemand grüßend die Mütze zu der einsamen Mädchengestalt auf dem Molenkopf.

Eine unbändige Freude ergriff ihr Herz; Malte kehrte heim.

Dann aber kamen Zweifel und Traurigkeit, die Freude erlosch. Wozu stand sie hier in Wind und Wetter? Schien es nicht überflüssig und sogar töricht? In all diesen Monaten hatte Malte nichts von sich hören lassen — kein Brief wie früher . . . nicht einmal eine Karte mit der Buntheit fremder Hafenstädte . . . nichts . . . nichts . . .

Jetzt löste sich, fern noch, ein großer Dampfer aus der diesigen Luft. Und jetzt sah Gerda auch schon, wie der Lotsenkutter flink und spielzeugklein längsseit ging.

Tiefes Dröhnen scholl aus der Fahrrinne und riß Gerda aus ihrer Versunkenheit. Der Dampfer rief nach den Schleppern. Er war näher heran gekommen und lag nun stoppend im Strom. Ganz deutlich konnte Gerda die goldenen Namensbuchstaben am Bug entziffern, ganz deutlich auch erkannte sie alle Einzelheiten der hohen Deckaufbauten. Ob Malte auf der Brücke Wache ging?

Die Schleppdampfer stampften schon dem Riesen entgegen. Taue und Stahltrossen flogen, auf den Wellen aufklatschend, zu ihren Decks hinüber. Langsam ging Gerda auf dem glitschigen Steinbelag der Mole zurück nach dem Seedeich, um jeden Schritt mit dem Winde kämpfend. Ihr ungestüm klopfender Herzschlag trieb ihr das Blut in das Antlitz.

Sie verließ durch das Zolltor das Gebiet des Freihafens. Jetzt mußte der Dampfer gerade am Pier anlegen, Musik würde auftönen und den von Bord gehenden Passagieren fröhlich schmetterndes Geleit geben. Vielleicht beugte sich Malte über die Reeling, um ihr Gesicht unter den Hunderten der winkenden Menschen zu entdecken . . .

Wieder ergriffen sie Zweifel und große Traurigkeit. Warum ging sie hier auf den Straßen zwischen unbekannten Gesichtern und fremden Augen. War nicht dort am Pier ihr Platz? Was mußte Malte denken?

In den Lloydanlagen nahm sie die Linie 3, um nach Hause zu fahren. Während der Fahrt nach dem Villenvorort war es ihr, als müsse sie weinen, aus Scham, törichtem Stolz und dunkler Ratlosigkeit.

Regenschauer prasselten gegen die Scheiben des Wagens. Wie mit einem Zauberschlage flammten die tausend Lichter der Straßen auf. Der Abend war schon hereingebrochen, als sie den Vorgarten durchschritt. Dann schloß sie den Windfang auf und betrat den Flur. Zö-

gernd ging sie an den Bildern der Schiffe vorüber, die ihr Vater als Kapitän gefahren hatte.

Aus dem Wohnzimmer rief die Mutter nach ihr. Gerda klinkte die weißlackierte Tür auf und trat ein. Die Augen der Mutter hoben sich ihr entgegen wie stumme Fragen. Gerdas Lippen zuckten. Sie hatte keine Antwort. —

Am nächsten Tage nach dem Mittagessen trieb die Unruhe sie aus dem Hause. Die ganze Nacht hindurch hatte es gestürmt und sie oben in ihrem Mädchenzimmer schlaflos gelegen, während Wind und Regenböen gegen die Holzläden stießen. Nun leuchteten blaue Himmelsfenster aus dem ziehenden Graugewölke.

Gerda schritt durch die Weite der Küstenlandschaft. Ihr Terrier, weiß und schwarz gefleckt und auf den Namen Strolch hörend, tobte in ausgelassener Freude voraus. Seltsame Spannung durchbebte sie. Hier gingen sie als Kinder, übersprangen die braunen Bewässerungskanäle, liefen mit lachenden Gesichtern den sandigen Fahrweg hinunter, bis sie atemlos an der hohen, grünen Graswand des Seedeiches angelangt waren. Und dahinter dehnte sich die sonnenblitzende Fläche des Stromes. Hier küßte Malte sie zum ersten Male . . . damals, als er das Steuermannsexamen bestanden hatte . . .

Danach stand Gerda vor der schrägen Fläche des Deiches. Strolch jagte hinauf. Als sie oben auf dem rostbraunen Klinkerweg angelangt war, ruhte sie einen Augenblick und schaute über den Strom.

Fischerboote kreuzten dort draußen mit dunklen Segelflächen. Fern im blassen Dunst stand der dreieckige schwarze Aufbau der Wittsandbake.

Wieder kamen die Gedanken wie hungrig kreisende Strandvögel. Was hatte sie vor Jahresfrist zu der dummen Liebelei mit seinem Schulkameraden Klaus getrieben? Malte wußte sicherlich darum . . .

Soweit sie sehen konnte, war die Deichkrone leer von Menschen. Der Wind hatte abgeflaut. Fern über dem Strom glänzte das jenseitige Land unter dem Purpur des westlichen Himmels.

Plötzlich schoß Strolch wie ein Pfeil schräg die Böschung hinunter. Hoch und schlank stand die Gestalt eines Mannes im ölglänzenden Wettermantel auf den Steinquadern am Wasser unterhalb der Deichbiegung. Der Hund sprang an dem Fremden empor, und der Schall freudigen Gebells drang zu Gerda hinüber.

Jäh stockte ihr Herzschlag. Dort unten stand Malte. Und jetzt wandte er den Kopf und er erkannte sie, die unschlüssig auf der Deichhöhe innegehalten hatte. Langsam kam er zu ihr hinauf gestiegen. „Guten Tag, Gerda!" sagte er, indem er ihr beide Hände entgegen streckte.

„Malte?" antwortete sie und wurde rot und demütig und fand keine Worte.

Seite an Seite gingen sie den Pfad entlang. Der weiße Turm des Hafenhauses kam ihnen entgegen. Sie sprachen nicht viel. Einmal fragte Malte behutsam: „Woran denkst Du?" Sie hatte Tränen in den Augen. Und dann redeten sie von anderen Dingen.

Die Schleusenbrücke war hochgezogen. Sie mußten geraume Zeit warten. Dicht beieinander standen sie, und mit einem Male hielten sie sich bei den Händen.

Als sie ihr Gesicht zu ihm empor hob und er die klar gezeichneten Linien des Mundes, der Brauen und der Stirnwölbung nahe vor sich sah, stand plötzlich wie eine Vision das Antlitz der Heimat mit Himmel, Luft und Wasser, mit Wiese, Blume und Baum in ihren Zügen.

Inbrünstig fühlte er in seiner Brust magische Verzauberung und die große Hinneigung zu Unverlierbarem, dafür es keine Worte gab . . .

—o—

## Harte Taten

Skizze von H. Göppert-Harlingerode.

Der Harz klirrte von Eis. Aechzend stand der Bergwald unter der Last des Schnees. Aber auch im Vorland blieben die Menschen durch endlose Wochen in die Häuser gebannt, schaufelten karge Wege von Nachbar zu Nachbar, schlichen wohl einmal in sternklaren Nächten waldwärts, Aexte klangen leise, Holz splitterte, brach, fiel . . .

In der Nacht des 14. Januar 1731 hob sich Konrad Broder von seinem Lager, sah nach der Frau, die laut atmete, warf einen zärtlichen Blick auf seine drei Knaben, die sich unter der dünnen Decke enge aneinander schmiegten, und tastete sich hinaus.

Konrad Broder wohnte ganz am Südende des Dörfleins Abbenrode. Kaum tausend Schritte vom Schimmerwalde entfernt, dessen Nordostrand das Haus des sehr gestrengen Herrn Försters Madelun barg.

Broder wußte ja Bescheid. Er hatte die kurzen, breiten vorne zugespitzten Bretter unter die Füße gebunden und glitt, den Schlitten hinter sich, behende nach Südosten, um den Wald am äußersten Zipfel, dem Forsthause abgekehrt, zu gewinnen. Er duckte sich am Rande, spähte in die Ebene, die im Sternenlicht flimmerte, lauschte lange in den Wald hinein, band die Hölzer ab und begann die Arbeit.

Er wählte schwache, fastlose Bäumlein. Hurtig, mit geübten Schlägen . . . Einer, zweie, drei . . . biß ihnen das Eisen das kärgliche Leben ab. Broder schwitzte vor Eifer. So! Dieses eine noch! Und dann . . . Ho! Sie sollten schauen, die Knaben. Und die Maria würde zwar schelten, aber dennoch zufrieden sein, wenn sich die Kinder die Händlein wärmten.

Fröhlich schwang er die Axt.

Plötzlich sprach eine harte, helle Stimme aus dem Dunkel vor ihm: „Tu die Axt weg, Holzdieb! Hebe die Hände!"

Barmherziger Himmel! Broder taumelte rückwärts. Er fror plötzlich vor Entsetzen: Das war Madelun!

Und plötzlich durchschoß es ihn. Das Weib! Die Kinder! Sie verhungerten, verkamen, wenn ihn der da fortschleppte. Und er sprang zum Waldrand. Ließ Schuhe und Schlitten. Stob in wilden Sätzen in die Ebene. In die helle, weite, weiße Ebene . . .

Kopfloser Narr der, will aus seiner Strafe rennen und läßt Schuhe und Schlitten. — Madelun lächelte: Er hatte ihn! Und trotzdem, in einem wütenden, tierhaften Triebe, Macht zu zeigen, unerbittliche Macht, wie sie unter den Menschen unseliges Unrecht ist, tat er zwei, drei Sprünge, hielt am Rande, hatte den Fliehenden vor sich als wunderschöne Scheibe, rief noch einmal, hob das Gewehr . . .

Die Einsamkeit, das große Schweigen fraß den scharfen Knall, der hinter einem Armseligen, Unsinnigen herpeitschte, ihn mitten im Rücken packte, ihn mitten im Sprunge niederriß. —

Madelun beugte sich über Konrad Broder, der mit gestreckten Armen vornüber lag wie vom Blitz getroffen. Teufel auch! Der Kerl war tot! Dem mochte selbst des Kaisers Leibarzt nicht zum Leben zurück helfen.

Madelun stand und sann. Das . . . das hatte er nicht gewollt. Das nicht! O über das verfluchte, jache Blut!

Was sollte nun werden? Verscharren konnte er den Mann nicht. Und wenn sie ihn fanden . . . O! Sie fanden ihn sicher! Er hörte förmlich das Weibsbild heulen und keifen. Dann kamen sie ihm an den Hals! Sie haßten ihn lange. Und trafen nichts nach seiner Pflicht.

Uebrigens . . . Pflicht . . . Madelun belog sich niemals selbst. Freilich war es seine Pflicht, den Wald zu hüten. Scharf zu hüten! Denn sonst mochten, was dieser da vielleicht aus echter Not getan, schnell alle anderen tun aus Geiz, Gier, Uebermut, Lust am Verbotenen. Un-

ter dieser Pflicht mußte wohl einmal der weniger Schuldige, der Entschuldbare mit dem Schuldigen leiden. Aber das da . . .

Madelun kannte seine Leute. Die würden nach gar nichts fragen, sondern ihn einfach belauern. Meuchlings anfallen. Irgendwann. Irgendwo. Dagegen gab es kein Wehren.

Darüber ward Madelun aufs neue zornig. Er stampfte mit dem Fuße, warf einen wütenden Blick auf den Mann da, der im Tode Macht gewann über ihn, wandte sich und verschwand schnellen Schrittes im Walde. —

Am nächsten Morgen suchte Maria Broder ihren Mann.

Die Axt war weg! Der Schlitten! Die Schneeböger!

Die Frau strebte dem Walde zu. Hinter ihr in Neid und Glied, einer hinter dem andern trabten ihre drei Knaben. Riefen, da sie ihre Mutter hörten. Schrien. Jammerten. Hoben die Händlein. Trabten über den Schnee.

Maria Broder fand den Schlitten, die Schuhe dann flache Spuren wilder Sprünge im Schnee ging, zitterte . . . sah etwas liegen, etwas Lebloses, Blutiges . . . schrie. schrie . . .

Barmherziger Himmel! Kann denn ein Mensch so furchtbar schreien?

— — — Die Nachbarn fanden die Frau, die schweigend über dem Toten lag. Um sie herum hockten die drei Knaben.

Auch Frauen kamen herbei. Sie trugen die Kleinen nach Hause. Sie schüttelten, rüttelten. erweckten die Maria Broder, die mit blöden Augen um sich sah. Stützten sie. Führten sie. Die Männer aber schlugen eine Tragbahre zurecht für den Toten.

So ging der traurige Zug nach dem Dörflein Abbenrode.

Aber kaum hatten die Nachbarn den armen Konrad Broder im schmalen Flur seines Hauses niedergesetzt, da war die Maria plötzlich hell wach. Sie riß sich aus den Armen der anderen. Sie rief mit wildem Schreien des Himmels und der Menschen Rache an.

Der Förster war es! Der Madelun! Er soll nicht leben. Er soll verflucht sein. Er soll brennen in seinem eigenen Hause. Die Hände sollen ihm abgeschlagen werden, mit denen er die Waffe hob, die Augen ausgestochen, mit denen er zielte . . .“

Den Männern jagten Schauer durch das Blut. Es grauste ihnen. So ein Weib! So ein Weib!

So . . . ein . . . Weib . . .?

Seins! Meins! Jedes!

Und plötzlich spien sie Verwünschungen. Der eine. Der andere. Alle. Und sie rannten zu ihren Häusern, tauchten auf mit allerlei Waffen, rotteten sich zusammen, tobten zum Walde. Voran, mit wehenden Haaren, die Frau.

Aber sie fanden das Forsthaus leer.

Sie suchten . . . suchten . . . immer wieder unermüdlich . . . Madelun war verschwunden Da zündeten sie das Haus an allen Ecken an schürten wütend das Feuer, harrten, bis alles zerkrachte und zogen unfroh, unbefriedigt in ihrer tierhaften Gier nach Rache, zurück.

Aber schließlich getrösteten sie sich dessen daß der Madelun ja sicher im Walde verkommen sei. — So waren die Menschen . . . damals! Gar nicht sparsam mit harten Taten wider einander.

Gar nicht sparsam!

## Der Schlauere

Humoreske von Alphonse Crozière.

(Berecht. Uebertragung von Ernst Levi.)

Tik tak, tik tak, tik tak . . .

Während Rita ihre flinken Finger über die Tasten der Schreibmaschine gleiten ließ, warf sie verstohlen einen Blick auf Herrn Roger. Der große, schüchterne junge Mann strich sichtlich verirrt um sie herum. Endlich faßte er Mut und fragte verlegen: „Fräulein Rita, ich störe doch nicht? Darf ich einen Augenblick mit Ihnen reden?“

Sie hörte auf zu tippen und sah ihn seltsam an. „Jetzt sind es schon drei Jahre“, fuhr er fort, „daß wir Bürokollegen sind. Ist es Ihnen denn nie aufgefallen, daß ich schon oft scheinbar ohne jeden Grund, zu Ihnen gekommen bin?“

Eigentlich nicht“, meinte Rita. „Ich beachte so wenig, was um mich herum vorgeht.“

Ihre großen spöttischen Augen machten ihn verwirrt. Er fing wieder an: „Wenn Sie meine Frau werden wollten, würden wir ganz gewiß sehr glücklich sein . . . Jeder von uns hat ein gutes Gehalt. Wir würden uns gemeinsam ins Büro begeben, gemeinsam im Restaurant speisen . . .“

„Und gemeinsam am letzten zur Kasse gehen“, ergänzte Rita mit erfreulicher Offenheit.

„Ganz recht, ganz recht“, stammelte er.

„Schön, ich werde überlegen, Herr Roger.“

Er fragte: „Sie nehmen es mir doch nicht übel, Fräulein Rita?“

„Aber nein! Eine Frage ist doch erlaubt.“

Roger verbeugte sich und ging hinaus. Er dachte: „Abgeblitzt . . . Sie hat mir in einer Tonart geantwortet, die mir keine Hoffnung läßt.

Rita hingegen war in noch größerer Verlegenheit. Am vorigen Abend hatte ihr im Restaurant ihr Tischnachbar, Herr Marcel, die gleiche Frage gestellt. Natürlich war die Antwort dieselbe gewesen: „Ich will es mir überlegen.“

Augenblicklich hatte sie nur noch die Qual der Wahl. Sollte sie ihre Hand dem lebhaften Marcel, einem dreisten, stets zum Scherz aufgelegten jungen Mann gewähren oder dem friedlichen Roger, der so empfindsam, vornehm und gefügig war?

Wenn sie nur das Außere in Betracht zog, so stand keiner dem anderen nach. Uebrigens war diese Frage für Rita nebensächlich.

Als die Stenotypistin gegen Mittag im Restaurant ankam, fand sie Marcel an seinem gewöhnlichen Platz. Der junge Mann, der sich die Hände rieb, fragte sie: „Nun, Fräulein Rita, haben Sie sich's überlegt?“

„Oh, wie eilig Sie es haben! Lassen Sie mir doch etwas Zeit . . .“

„So wie Sie wollen.“

„Schließlich ist es keine Kleinigkeit, wenn man sich für das ganze Leben binden will.“

„Seien Sie mir nicht böse.“

Als sie ihm gegenüber Platz genommen hatte und in Erwartung der Suppe an ihrem Brötchen knabberte, flüsterte Marcel ihr zu: „Und dann sollen Sie auch nicht mehr arbeiten Sie können sich ganz und gar unserm kleinen Heim widmen. Meine Stellung ist nur bescheiden, aber wir werden uns schon durchschlagen.“

Die Worte, die über Ritas Zaudern den Sieg davontragen sollten, waren soeben ausgesprochen worden.

Marcel mußte der edelmütigere sein, denn sie sollte nicht mehr arbeiten. Es kümmerte sie wenig zu wissen, wer von den beiden wohl der Umsichtigere wäre. — —

Einige Tage später war Rita entschlossen zu sprechen, als ihr der Gedanke kam, die beiden einmal auf die Probe zu stellen. Es handelte sich darum, erst Rogers und dann Marcels Herz zu prüfen.

Als sie im Büro ankam, heuchelte sie großen Kummer.

„Welch eine Leichenbittermiene? Was ist Ihnen denn zugestoßen? Haben Sie sich vielleicht geärgert, Fräulein Rita?“ fragte ihr gefälliger Kollege.

„Ich bin ganz außer mir. Stellen Sie sich vor, heute morgen, als ich aufstand, fand ich Hänschen, meinen Kanarienvogel, mit ausgebreiteten Flügeln tot im Käfig liegen . . . Mein armes, armes Hänschen! Das arme Tier hat uns mit seinem Singen so viel Freude gemacht . . .“

Roger suchte sie aufrichtig bewegt zu trösten: „Wie leid mir das tut . . . Man hängt an solch einem kleinen Wesen fast wie an einer menschlichen Seele. Ja, ja, das Leben ist oft recht rauh mit uns. Sie müssen sich einen anderen verschaffen, Fräulein Rita. Es ist das einzige Heilmittel, das man unter solchen Umständen anwenden kann.“

Im Restaurant spielte Rita dem lustigen Marcel dieselbe Komödie vor. Aber hier wurde die Nachricht ganz anders aufgenommen: „Nein, so was“, meinte Marcel. „Das ist allerdings bedauerlich, das gebe ich gern zu. Aber Sie brauchen sich wegen so eines Piepmatzes noch keine grauen Haare wachsen zu lassen. Man kann ihn ausstopfen. Jetzt lächeln Sie schon wieder . . .“

Rita lächelte in der Tat, aber sie dachte: „Er hat kein Herz.“ —

Als sie am folgenden Morgen im Büro anlangte, stand ihr eine große Ueberraschung bevor. Vor ihrer Schreibmaschine fand sie einen Käfig in dem ein ganz junger Kanarienvogel herum hüpfte.

„Man hat ihn für Sie gebracht“, sagte Roger mit einem rätselhaften Lächeln.

„Nein, wie nett! Solch eine Aufmerksamkeit geht zu Herzen, Herr Roger.“

„Gewiß. Dies hübsche Tierchen wird Ihnen ganz anders erscheinen als dasjenige, welches Sie bisher geliebt und verhätschelt haben, aber es soll doch willkommen sein, wenn es Ihnen über Ihren Kummer hinweg hilft.“

Gerührt betrachtete sie den jungen Mann, der die Augen niederschlug. Sie dachte bei sich: „Er ist sicherlich der Edelmütigere. Er wird alles tun, was er mir nur an den Augen ablesen kann.“

Und ohne jeden weiteren Uebergang, sagte sie: „Herr Roger, Sie können Papa und Mama jeden Abend sprechen . . . Sie haben nichts dagegen, daß ich einen meiner Kollegen heirate, der mir besonders sympathisch ist.“

Roger zitterte vor Erregung. Er konnte an die Einladung, die alle seine Wünsche erfüllte, kaum glauben. „Fräulein Rita“, stammelte er, „Sie machen mich zum Glücklichsten aller Menschen. Da Sie es mir gestatten, werde ich noch heute abend Ihren Eltern meine Aufwartung machen. Vielen, vielen Dank!“

Von diesem Tage an sah Rita davon ab, in das Restaurant zurückzukehren, wo Marcel immer seine Mahlzeiten einnimmt. Der lustige Bursche kann und kann das nicht verstehen und wiederholt immer von neuem: „Wenn sie mich nicht wollte, hätte sie es doch gleich sagen können. Als ich sie so betrübt sah, habe ich ihr sofort einen anderen Piepmatz bringen lassen. Seit jenem Tage ist sie von der Bildfläche verschwunden. Es lohnt sich wirklich nicht, gutherzig zu sein.“

## Heulende Wölfe

Skizze von A. D. Flamme.

Es war an einem der eiskalten Tage im Januar. Der Schneesturm hätte sich endlich gelegt, der Himmel stand dunkel und klar über der weiß schimmernden Ebene, die in grelles, kaltes Mondlicht getaucht war. Der Wald hüllte sich in weichen, wolligen Schnee wie in einen warmen Pelzmantel, und auf dem Schnee wuchsen große, feinverzweigte Reifkristalle, die im Mondschein wie Diamanten blitzten. Wenn der Nordwind kam und die Kristalle umblies, so gab es ein feines, metallisches Klirgen. Sonst war alles still. Der Schnee verschlang jeden Laut.

Ueber die Ebene führte ein Winterweg. Er kam aus dem Walde und folgte dem Laufe des gefrorenen Flusses. Auf diesem Wege bewegte sich etwas vorwärts: ein niedriger Bauernschlitten, vor den ein räudiges Pferdchen gespannt war. Das Pferdchen trabte tapfer, um sich zu erwärmen. Sein Atem dampfte in der eiskalten Luft. Die Schlittenkufen knirschten auf dem Schnee; ja, der schrie, wie er es nur bei großem Frost tut. Auf dem Schlitten lagen Heu und — darin halb verborgen — eine menschliche Gestalt. Sie trug Filzstiefel, Fausthandschuhe, einen weiten Schafspelz und auf dem Kopfe eine seltsame Mütze aus Renntierfell mit hängenden Ohrenklappen. War es ein Mann oder ein Weib? Unter der Mütze blitzten zwei kluge, böse Augen, zwischen denen ein schöner und stolzer Nasenansatz vorsprang. Aber der schmale Mund gehörte einer alten Frau. Bisweilen hob sie die Ohrenklappen ihrer Fellmütze und horchte angespannt in die Ferne. Dann blitzte an ihrem Ohr ein Diamant auf, ebenso hell wie die Reifkristalle.

„Mein Wald, meine Wiesen, meine Felder“, murmelte die Alte vor sich hin, „und was haben sie daraus gemacht, seit sie mir alles entrissen? Der Wald wird ausgerottet und für ein Spottgeld verkauft, und das Ackerland verkommt. Die russische Mißwirtschaft breitet sich von Osten her immer weiter aus. Gut, daß ich zu alt bin, um das noch lange mitanzusehen.“

Die Alte lüftete wieder die Ohrenklappen ihrer Mütze, die von der Feuchtigkeit ihres Atems weiß bereift waren. „Ich glaube tatsächlich, es kommt noch mehr über die russische Grenze zu uns herüber“, murmelte sie, „nämlich Bären und Wölfe.“ Das räudige Pferdchen dachte offenbar dasselbe, denn es wurde unruhig und beschleunigte seinen Trab, so sehr es im lockeren Schnee möglich war. Von der fernen Waldkette her scholl ein langgezogener, melancholischer Laut, der eine Reihe seltsamer Vorstellungen und Erinnerungen in der Alten wach rief. Erinnerungen an ihre glücklichsten Tage. Sie war jung, schön und stolz, und sie verbrachte mit ihrem Vater einen Winter in Rom. Sie bewohnten einen alten Palazzo in der Nähe des Kapitols. Aus ihrem Fenster sah sie die Marmortreppe von Aracoeli, die mächtige Pinie und darunter den Käfig mit der kapitolinischen Wölfin. Das gefangene Tier sprang in seinem Kerker auf und ab, auf und ab . . . Es kam die Nacht, die warme, südliche Nacht. Die Statuen auf dem Kapitolsplatz standen still und feierlich im Sternenschein. Unten in der Stadt bellte fern ein Hund . . . Dann erhob die gefangene Wölfin ihre Stimme, und ihr langes Heulen klagte erschütternd und schrie nach Weite und Ferne, nach endlosen Steppen. Wildheit, Kraft und Freiheit, Freiheit . . .

Diesen selben Schrei vernahm die Alte jetzt wieder in der Winternacht des hohen Nordens, fern und gedämpft, aber sie erkannte ihn wieder, sie erkannte ihn wohl . . . Und nun vergaß sie das Elend der Gegenwart und fühlte sich wieder jung und schön. Sie vergrub weiche Arme im weißen Pelz, und um ihr lächelndes Gesicht wehten blonde Locken, — ihre schönen Locken von einst. Neben ihr stand ein italienischer Graf und sprach ihr von Liebe. Wovon sollte ein Italiener sonst zu einer jungen Frau sprechen? Sie hatte ihn gern; vielleicht liebte sie ihn, aber sie lachte ihn aus, denn sie war ehrgeizig und wollte hoch hinaus. Ihr stand ja das Leben offen, und alle ihre kühnsten Träume schienen erfüllbar. Sie standen am offenen Fenster des Palastes, Graf Ariodante und sie, und atmeten die laue Nachtluft; da hatte die Wölfin laut aufgeheult. Die Stimmung des Grafen war plötzlich umgeschlagen. Nun war er ganz der stolze Römer, und mit einigen glatten Worten verließ er sie. Der Schrei der Wölfin aber klang in ihrem Ohr nach wie eine lange Anklage . . .

Wieder scholl das Heulen des russischen Wolfes von der fernen Waldkette herüber, diesmal näher und deutlicher. Das Pferdchen schnaubte und beeilte sich. Der Schlitten mit der Alten war ja leicht. Aber sie sorgte sich nicht, so völlig vergaß sie die Gegenwart über ihren Erinnerungen. Die verschneiten Tannen am Flußufer flogen vorbei wie vermummte Gespenster, und hinter ihnen zogen die kalten Sterne vorüber. Die Alte merkte es nicht. Sie durchflog in Gedanken ihr Leben, ihr allzu langes Leben . . .

Deutlich sah sie ihren Gatten vor sich, kurz vor seinem grauenvollen Ende durch Mörderhand. Er trug hohe russische Orden und einen Generalsmantel auf rotem Seidenfutter. Sie selbst spielte eine Rolle in der Gesellschaft und war eine vielbeneidete Frau. „Du hast mich aus Berechnung geheiratet, obwohl Du mich nicht liebtest, jetzt trage die Folgen“, sagte er mit schneidendem Hohn, wenn er sie verließ, um Abend für Abend bei anderen Frauen zu verbringen. Sie hatte viel Schuld, aber sie bezahlte ihre Schuld bis auf Heller und Pfennig. Sie war ihren Untergebenen, ihren Bauern eine gerechte Herrin gewesen. Und doch hatten diese ihr das Haus über dem Kopfe angezündet, während ihr Mann im fernen Osten am Kriege teilnahm. Da zog sie sich auf das alte Stammschloß ihrer Familie zurück, das nicht weit von hier hinter der Waldkette lag. Um die Menschen kümmerte sie sich nicht mehr viel, aber dem Lande schenkte sie all ihre Liebe und Fürsorge, der Erde ihrer herben, nordischen Heimat. Den alten Park pflegte sie, ließ Sümpfe trocken legen, zog süßes Obst und glänzendes Vieh, ritt über die Stoppelfelder, wenn die Dreschmaschine summte, überall hatte sie ihr Auge, und das Land hatte es ihr gedankt . . .

Dann zogen die roten Weiber wieder über das Land hin, die Weiber mit der Sense und der Fackel in der Hand: Krieg und Revolution. Es wurde ihr alles genommen, das Schloß, das Land, der Wald, das Vieh. Bei ihrem alten, treuen Kutscher Jukko fand sie ein Unterkommen, aber in diesem Winter um Weihnachten war er gestorben. Nun hatte sie niemanden mehr. Sie mußte sich aus dem Loch, das Jukko in das Eis des Flusses geschlagen und das immer wieder zufror, selbst das Wasser schöpfen. Ihre Finger erstarrten ihr dabei vor Frost, aber ein Schluck Branntwein belebte sie dann wieder. Wollte sie in der Nachbarschaft Bekannte besuchen, denen es ein wenig besser ging als ihr, so mußte sie selbst das räudige Pferdchen anspannen und kutschieren. Es war ihr allmählich alles gleichgültig geworden. Nur die Natur nicht, an der hing ihr hartes, altes Herz . . . Die Schneeschmelze. Der Duft der tauenden Erde. Der erste Schnepfenstrich. Die langen roten Sonnenuntergänge im Frühling. Die hellen Sommernächte. Ein reifes Aehrenfeld. Der alte verwahrloste Park — so verwahrlost wie sie selber —, wenn die gelben Blätter fielen und die Bäume kahl dastanden, die alten Bäume, auf die sie einst als wildes Mädel geklettert . . .

Der böse Ausdruck wich aus dem Blicke der Alten, ihr schien, als sähe sie in der Ferne etwas leuchten. Es war nur der Winter. Der erste Schnee, weich, sanft und rein, der die alte Welt verjüngte. Der klingend harte Frost. Das seltene Nordlicht. Der Schrei des fernen Wolfes, wild und schmerzlich, wie die große, wilde Natur . . .

Plötzlich zuckte das Pferdchen zusammen und nahm Reißaus. Eine große, runde Schneewolke schob sich vor den Mond. Dort war auch schon der alte, verkommene Park, das verfallene Schloß, die morsche Brücke. Das Pferdchen bog scharf ein, der Schlitten schleuderte, flog gegen den Brückenpfosten und schlug um. Die Alte fiel in den weichen Schnee und hätte gewiß keinen Schaden genommen, wenn nicht im Schnee ein harter Prellstein verborgen gewesen wäre, auf den sie mit der Stirn aufschlug.

Alles blieb still, und das war gut so. Das Pferdchen trabte nach dem Stall. Und aus der runden Wolke fing es an zu schneien, mit dichten, großen, weichen Flocken. Lautlos und barmherzig deckten sie die alte Frau zu . . .

## H. F. 37 geht ins Schlepptau

Skizze von Walter Anatole Persich.

H. F. 37 noch draußen?

Vom Hamburger Fischdampfer herüber winkt jemand, ein anderer schreit durchs Megaphon — Klas Pütt, der Finkenwärder Fischer, schüttelt den Kopf unterm Oelsüdwester. Ein Wort aus dem Gebrüll hat der Wind rangelassen an seinen Kutter, das riecht sehr nach zu Hause „Schleppen“. Und als die hinter der Reling weiter schreien, guckt er nur geradeaus — mit Kurs ins Skagerak —, dreißig Minuten später, bei einer halben Wendung unterm Wind, ist kaum noch der Schornstein über der Kimmung zu sehen. Gut so, — sonst ist die Konkurrenz unter Dampf auch nicht so zuvorkommend. Die Finkenwärder können ihr eigen Lied zu der Melodie singen, Junge, Junge, nochmal! Wenn die vor den Stürmen des Februar ausreißen, fängt wohl auch der bessere Mensch an! Noch haben die Kerls zu Hamburg, Wärme und Tanz vor sich und wissen, wie gut das schmeckt, „to Huus“ zu sein, Plüschmöbel unterm Hintern, Bratengeruch in der Stube und Deerns und Jungs alle zufrieden. Jawoll, als wenn er, der Fischer Klas Pütt, Finkenwärder 37, das nicht kennt . .

Er hält weiter seinen Kurs. Hätte nicht drei Tage das Biest von einem Sturm den Kutter immer wieder in seine wüsten Fänge geklemmt, wäre er jetzt wie die anderen auf der Rückreise, würde er es mit einem kleinen hübschen Nordwest schon schaffen bis morgen früh, Ladung an Bord, die Ledertasche offen für Geld der Altonaer Händler. — Alles ist gegen ihn im neuen Jahre. Sonst wär' er jetzt nicht noch draußen. Lene ist krank, vom dritten Kinde arg mitgenommen. Knappheit in Haus und Hof, Obst und Gemüse gaben keine ordentliche Ernte. Der Sommer und Herbst brachten leere Netze. Darum muß er mit seinem Kutter mitten im Winter auf Fang!

Der verfluchte Sturm! Festgebunden lag der Kutter unter seinen Hieben, stieg und fiel, schoß steilen Seen auf die Kämme, zerschnitt sie und holte sich Minuten Ruhe in Talern. Der Jung' — Ostern wird er erst konfirmiert, er wollte durchaus mit, der kleine Kerl —, an dem sparte er schon einen ganzen Mann. Klein und fix stand er am Mast und ließ die Brecher immer so eben an sich wegspülen. Heute kann er endlich wieder schlafen. Er schnarcht, daß man's hier oben hört. Jan pütschert unten in der Küche mit dem Essen, aus dem abgebrochenen Rohr birst dem Schiffer ekliger Rauch, über Bord vom Wind geduckt, ins Gesicht.

Er macht gute Fahrt, man wird heute noch fangen können, wenn nur der Regen, der wie mit Riemen schlägt, etwas weg geht. Ein paar gute Netze voll, dann sofort zurück. Halbe Ladung ist besser als keine.

Der rote Kopf Jans kriecht über die Luke, breit kommt der Bursche her und nimmt das Ruder: „Goh man dool, Klas. Eten steiht opn Disch. Und denn muß Du ook 'nen beten slopen, Obend givt dat Arbeit!“

Pütt nickt, wendet sich zur Kombüse und zeigt abwärts. Klas guckt auf den Kompaß, dann in die Luft, niest in den Regen und schüttelt den Kopf. Er hält den Kurs. Der Tag hängt diesig unter den Wolken, zwanzig Meter — keinen Zentimeter weiter — ist Sicht.

Abend. Der Kutter rollt schon wieder, doch der schneedurchsetzte Regen faut ab, — sie müssen Netze werfen. Jan tritt auf den Glockenknopf neben dem Rad, und in zehn Minuten steht der Jung' neben dem Alten an Deck:

„Los,“ sagt der, „bind' das Ruder fest, Jan! Netz 'raus, — morgen hätt Lene Geburtstag — denn givt' woll orn'liche Pütt vull Schollen — für Lene, Jungs!“

Sie arbeiten wie die Pferde mit den schweren glitschigen Maschen, endlich ist das Netz fest und fällt schwer nach hinten — kein Gewicht kommt rein, sie müssen im Dusser langsam kreuzen, grün und rot brennen die Lampen am Heck und Spriet. Und dann gibt es schwere Fahrt, das Netz füllt sich, sie sind wohl in einen der letzten dicken Schwärme, die nach dem Süden wollen, geraten — von Minute zu Minute verlangsamt sich die Fahrt, sie setzen noch ein Segel.

„Lene wartet nu“, meint Jan, und Klas nickt. Der Junge steht mit fiebrigen Augen — sein erster Fang! — hört nichts und sieht als Erster an der Winde. Aber er wird zum Ruder geschickt, und Vater und Onkel arbeiten. Kein Vorwärts! Dunner, ist das Netz schwer, — da braucht man nicht zum zweiten Mal auswerfen — oder auch nur ein zweites Mal, dann ist der Laderaum voll! Kein Weiterkommen, die Seile straffen sich, sie hängen wie Eisen — die Spule steht.

Eine Stunde, noch eine. — Schwarz liegt es um sie herum, wie mit Sargdeckeln, der Regen klopft und klopft wie Totenfinger auf das Holz; die Männer drehen und drehen, — die geitzt: wollen drehen. Es geht nicht, — den Fang kappen? Alles aufgeben? Wer weiß, wo sie jetzt stehen, ob ein zweiter zu kriegen ist, es muß hereingeholt werden, das schwimmende Gold! Kein Stern steht über ihnen, alle sind vor vier Tagen in die See gesaust vor dem trommelnden Ostnordost . .

Es scheint, als habe der Kutter keine Bewegung mehr, nur das Trommeln ist auf dem Deck, und Jan geht auf eine Minute nach unten, dann kommt er, die kleine tickende Kombüsenuhr in der Hand, und leuchtet mit der Taschenlampe auf die Zeiger: drei Minuten nach Mitternacht.

„Mudder sloppt nu woll . . .“, meint Klas Pütt müde.

„Vater unser,“ sagt da Fritz, der Jung, hell ins Dunkel, „unser täglich Brot gib uns heute . . .“

Die beiden Seebären warten auf mehr, aber es kommt nichts, und der Jung' horcht, ob sie ihn auslachen, aber auch das kommt nicht.

Sie stehen alle drei zusammen und starren in den bleigen Streif unter der grünen Laterne, in das Gewimmel der Fischleiber, sie reden nicht mehr, und es mögen so Stunden ins Meer fallen mit Regen und Stunden wieder aufsteigen aus dem Urgrund unter dem Wasser, und es wird ein ganz langsames Dämmern, das den Regen mit sich fortzieht, nach Westen, bis die Segel ganz schlaff hängen unter einem eisernen Dach aus Wolken. Jetzt geht Jan dicht an den Fischer heran: „Ich hatte man bloß Angst, daß auch das blaue Licht kam, de Klabautermann, und Lene uns schon nuß im Traum gesehen hat, wie die Carstens den Hinnerk, der vor'm Monat hier bleeven ist, Klas — Nu is bald Dag, dann hoit he uns nich mehr.“

Klas bleibt still, er zieht sein Glas aus dem Rock und guckt. Das Wasser wuhlt geheim, es hat wieder was vor, und die Windstille ist auch nicht gut. Dann fegt der erste Stoß herüber aus Westnordwest, die müssen an die Segel. Wieder wird es still, und da kommt ganz schwach in der Kimmung eine Rauchfahne auf — hält sie den Kurs hierher? Scheinbar schwenkt sie ab — aber sie muß doch durch das Kattegatt, kommt wirklich heran — Notflagge hoch, und noch eine Stunde, dann geht ein Boot herüber, und der englische Kohlendampfer schleppt Netz und Kutter nach Kiel.

Lene ist aufgestanden, die Mutter steht an der Brücke mit dem alten Glas vom Vater und guckt noch immer durchs Dunkel nach H. F. 37 die Elbe hinauf. Da legt der grüne Fährdampfer aus Hamburg an, und drei Mann steigen aus. Klas, Jan, Fritz, der Junge.

„Na, denn komm' mit Großmutter.“

Um zehn sieht Lene sie den Weg am Hause hochkommen, die vier. Klas trägt ein großes Paket Eßwaren aus Kiel und noch eins mit Wollstoff für sie und winkt ihr lachend zum hellen Fenster, hinter dem ihr blasser Kopf aus dem Behagen des Zuhause leuchtet. Und dann wird Geburtstag gefeiert.

## Das Andenken

Skizze von Hermann Hesse.

Jan van Linden legte die Lupe beiseite. Zusammen mit den Diamanten, die er sorgfältig durch das scharf geschliffene Glas geprüft hatte, bildete jetzt das für seinen Beruf unentbehrliche optische Instrument auf der roten Porphyrplatte des Tisches ein Stilleben, wie man es nur in seinem Palaste an der Heerengracht fand Denn seit Besiegung der Buren beherrschte Jan van Linden die Diamantenbörse von Amsterdam.

Schicksalssicher waren die Schleifereien in der Joden-Breestraat sein Dominium geworden, seitdem er vor nun mehr als dreißig Jahren in London die Bekanntschaft mit James Colman gemacht hatte, denn der begründete die „Oranje Diamond Company“ in Bloemfontein.

Jan van Linden war müde. Die Sechzig, die er längst überschritten hatte, machten sich fühlbar, und seine schmächer werdenden Augen ölendete dieser Schätze unerhörter Glanz.

Er war einer der Reichsten in der reichen Stadt. Freilich, seiner Person sah man das nicht an. Das schwarze Samtkäppchen, das er wegen des feuchten Klimas im Hause zu tragen